

Zeichen: eine Gruppe von Milchmännern, die ihnen entgegenkam. Das beruhigte Mola noch mehr.

»Das Schlimmste wäre ein Mann mit leeren Kanistern gewesen, der hätte Armut bedeutet«, sagte Mola, der Martins fragender Blick nicht entgangen war.

Unter diesen hervorragenden Vorzeichen sollte die Geschichte meiner Eltern ihre Fortsetzung in der Schweiz finden.

MÜSLI UND SCHWEIZERKÄSE

Die Reise von Mussoorie nach Zürich führte die drei Mitglieder der neu zusammengeschweißten Familie nicht nur von einem Kontinent auf einen anderen, sie katapultierte die zwei tibetischen Frauen auch in ein neues Zeitalter. Meine Großmutter und meine Mutter hatten in ihren zwölf Jahren Indien zwar viele Segnungen der modernen Technik kennengelernt, doch schon bald, nachdem ihr Flieger aufgestiegen war, wurde ihnen klar, dass ihr bisheriges Leben wenig mit der modernen europäischen Zivilisation zu tun gehabt hatte. In Indien waren sie zum ersten Mal in ihrem Leben mit der Eisenbahn, mit Bussen und Autos gefahren, sie hatten Kinos besucht und mit Messer und Gabel gegessen. Sie hatten Radio gehört und Zeitung gelesen, sie hatten Großstädte besichtigt und in alten herrschaftlichen Villen gelebt. Sie waren zu den heiligsten Stätten des Buddhismus gepilgert und hatten den indischen Hinduismus kennengelernt, doch nun flog sie ein gut gepolsterter Jet in nur wenigen Stunden in die Welt einer Moderne, deren Existenz sie vorher nicht für möglich gehalten hatten.

Schon beim Start konnte Sonam nicht fassen, dass ein Objekt mit so viel Menschen und Dingen in seinem Bauch in die Luft steigen kann. Ängstlich krallte sie sich an den Armlehnen fest, als sich der Lärm der startenden Triebwerke zu einem Inferno steigerte und plötzlich kein Rumpeln und Rollen der

Räder mehr zu spüren war, wie sie es von den indischen Eisenbahnwaggons her kannte. Für Mola schien all das völlig normal zu sein. Mit unbewegter Mine saß sie in ihrem Sessel, die Holzkugeln ihrer Gebetskette glitten durch ihre Finger, ihr Blick verharrte bewegungslos im Nirgendwo. Als sie die Schwimmwestenvorführung der Stewardessen sah, meinte sie spaßes halber:

»Wenn wir abstürzen, kann ich das ohnehin nicht schnell genug anziehen. Ich kann nicht schwimmen. Wenn wir ins Meer fallen, sterbe ich.«

Sie wirkte nicht im Geringsten aufgeregt. Martin hatte ihr mit Hilfe von Sonams Übersetzungskünsten von einer alten, dem Padmasambhava zugeschriebenen Prophezeiung erzählt, in der es hieß, dass die Tibeter ihre Heimat verlassen müssten, wenn der Eisenvogel fliege. Diese Zeit, das fühlte Mola in ihrem Flugzeugsessel, war nun gekommen. So hatte es neben all dem Unglaublichen und Fremden auch etwas Natürliches für meine Großmutter, im Bauch dieses Riesenvogels zu sitzen, denn was Guru Rinpoche, wie Padmasambhava auch hieß, vorhergesagt hatte, war für sie über jeden Zweifel erhaben und musste seine Richtigkeit haben.

Sonam sah die Sache weniger buddhistisch, sondern eher praktisch. Für sie kam die Verheißung einer neuen Welt in Form zweier freundlicher Stewardessen an ihre Sitzreihe, die ein Wägelchen mit allen möglichen Getränken vor sich her schoben. Trinken, während man fliegt? So etwas war außerhalb aller Vorstellungen Sonams gelegen, und nun hielt sie ein durchsichtiges Glas mit herrlich leuchtendem Orangensaft in der Hand. Doch was war das? Ihre Lippen schreckten nach dem Kontakt mit dem Saft zurück, fast wäre ihr das Glas aus der Hand gerutscht. Das war kein Orangensaft! Diese Flüssigkeit sah so aus, aber sie

schmeckte süßlich, klebrig, fremd und sehr anders als der fruchtige Saft von Orangen, wie sie ihn kannte.

»Martin, was ist das?«

Martin klärte sie auf, dass dies nicht der Orangensaft war, den man in Indiens Städten an beinahe jeder Ecke kaufen konnte, sondern ein Konzentrat, dem man später Wasser beigefügt hatte, wodurch es länger haltbar wurde.

Martin sah fragend zu Mola hinüber, die ihr Glas längst geleert hatte, ohne mit der Wimper zu zucken. Das war typisch Mola. Sie nahm alles als gegeben an und hinterfragte nichts. So hatte die neue Familie Asien noch nicht einmal eine Stunde hinter sich gelassen, und die kulturellen Gegensätze, die zwischen den dreien bestanden, waren bereits deutlich erkennbar. Es waren die Unterschiede zwischen der Weltsicht meines Vaters, des aufgeklärten Westlers, und Molas, der in ihrer Tradition verhafteten Tibeterin, der auch die absonderlichsten Errungenschaften der sogenannten modernen Zivilisation nichts anhaben können, weil sie innerlich in der unantastbaren Welt der tibetischen Götter lebt. Zwischen diesen beiden Polen steht meine Mutter, die seit ihrer frühesten Kindheit mit der tibetischen Welt vertraut ist, aber schon als Sechsjährige aus ihr herausgerissen wurde. Die in ihrer Jugendzeit die Welt Indiens erlebte und nun, mit neunzehn Jahren, in die Welt des Westens katapultiert werden sollte. Seitdem sie diesen Kulturwechsel durchgemacht hat, muss sie vieles hinterfragen und allem nachgrübeln. Sie kann nichts einfach hinnehmen, sie ist die Skeptischste meiner Familie. Manchmal glaube ich, dass es meine Amala von uns allen am schwersten hat.

Für mich ging alles von Anfang an leichter: Ich bin ein Kind des Westens, für mich ist das Tibetische nur ein kleiner Teil meines Lebens. Ich bin Schweizerin, ich bin Tibeterin, ich bin Berli-

nerin und ich bin Amerikanerin. Die tibetische Kultur ist zwar die Grundlage meiner Erziehung und meiner Geisteshaltung, aber mein Leben findet im Westen statt. Für mich ist der Westen die selbstverständliche Welt, die ich nicht missen möchte. Mola, Amala und ich sind wie die drei Schichten eines exotischen Sandwichs: obenauf Mola, die tibetische Scheibe aus *tsampa*-Teig, unten ich, das amerikanische Sandwichbrot, und in der Mitte Sonam, der saftige Belag, der von beiden Scheiben nimmt und bekommt, ohne zu einer der beiden Seiten zu gehören. Diese Konstellation war schon im ersten europäischen Orangensaftglas Sonams hoch über dem Indischen Ozean zu erkennen, im Bauch dieses Eisenvogels, der meine Vorfahren auf Padmasambhavas Fährte von einer sehr alten in eine sehr neue Welt katapultieren sollte.

Aller Anfang ist schwer

Ihre Ankunft in Zürich wird Sonam und Mola immer unvergesslich bleiben. Mola musste mehrmals Anlauf nehmen, um auf die erste Rolltreppe ihres Lebens zu steigen, und Martin musste sie einmal zurückreißen, sonst wäre sie in eine Glastür geprallt, die sich nicht schnell genug öffnete. Im Restaurant, in dem sie auf den Bus nach Bern warteten, konnte Sonam nicht fassen, was sie auf den Tellern der anderen Gäste sah. Vorsichtig stieß sie Martin an, deutete verstohlen zum Nebentisch und wisperte:

»Was ist denn das?«

Sie meinte eine Frau, die sich an einer üppigen Salatschüssel gütlich tat. Für eine Tibeterin ein unfassbarer Anblick, da in Tibet niemand auf die Idee käme, Gemüse roh zu essen, schon gar

nicht Blattwerk, von solchen Mengen ganz abgesehen. Doch auch Martins Erklärung konnte Sonam nicht beruhigen.

»Wird sie das aufessen?«, hakte sie ungläubig nach, doch sie konnte sich schon wenige Minuten später davon überzeugen, dass der Teller leer war.

Sonams nächste Überraschung ereilte sie im Bus nach Bern, in dem nur Schweizer saßen. Erst wusste sie nicht, was sie hörte, weil ein Zischen, Knarren und Krächzen in der Luft lag. Bald stellte Sonam allerdings fest, was diese Geräusche bedeuteten: Es waren Schweizer, die sich in ihrer Sprache unterhielten. Schweizerdeutsch hatte Sonam noch nie zuvor gehört, denn mit Martin redete sie ausschließlich Englisch, und andere Schweizer kannte sie nicht. War das die Sprache, die sie lernen musste?

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich solche Laute produzieren kann!«, sagte sie zu Martin.

Dass die drei, in Bern angekommen, in der Wohnung von Martins Mutter Ula Aufnahme fanden, war für die beiden Tibeterinnen selbstverständlich. In Tibet helfen Familienmitglieder einander. Sie wunderten sich eher darüber, dass sie nicht im Haus von Martins Vater Harald wohnen sollten, das viel größer war als das der Mutter. Martins Eltern lebten schon seit vielen Jahren getrennt, und sein Vater unterhielt zu beiden gleich gute Beziehungen, doch Ula hatte spontan erklärt, sie sollten zu dritt bei ihr wohnen. Martin fand diese Lösung gut, obwohl er wusste, dass dort nur eine enge Mansarde im Dachstuhl zur Verfügung stand, aber er hatte nicht genug Geld, um eine Wohnung für drei Personen zu mieten. Mein Großvater Harald akzeptierte zwar, dass sein Sohn, der noch studierte, Sonam geheiratet hatte und mit ihr und ihrer Mutter in die Schweiz zurückgekehrt war, doch er bot nicht an, die drei bei sich aufzunehmen.

Im Haus der Mutter wohnte auch noch Bice, Martins Schwester, die sich von ihrem Mann getrennt hatte, mit ihren beiden Kindern, weshalb für Martins neue Kleinfamilie nur in der Mansarde Platz war. Während der Woche war Martin in Zürich an der Universität und kam meistens erst am Freitagabend wieder nach Bern, was die Situation noch verschlimmerte, da Martin der Einzige war, dem Sonam und Mola voll vertrauten. Alles im Haus war eng, die Stimmung war gespannt, Missverständnisse standen auf der Tagesordnung. In Tibet wischte man jeden Morgen das Haus, nun dachte Mola, in der Schweiz müsste man dies jeden Morgen mit dem Staubsauger erledigen. Das tat sie auch täglich, bis Bice ihr sagte, das müsse nicht sein. Mola fand vieles in der Schweiz fremd und unverständlich: Beim Kochen kosteten die Frauen direkt aus den Pfannen, obwohl die Speisen hernach für alle bestimmt waren, für tibetische Verhältnisse mehr als unappetitlich. Mola glaubte an den Herdgott, weswegen alles um den Herd herum für sie nach speziellen Regeln geordnet sein und klinisch sauber gehalten werden musste. Mola und auch Sonam waren oft unsicher, weil sie viele europäische Gewohnheiten nicht kannten und auch die Sprache der Schweizer nicht verstanden. Sie erfuhren, dass man in der Schweiz nicht mit vollem Mund sprechen, beim Essen nicht schmatzen und den Tee nicht schlürfen durfte. Dass die Kinder der Schwester, Rita und Paul, die erst sechs und acht Jahre alt waren, bei Tisch unablässig sprachen, war für die beiden Tibeterinnen ungewöhnlich, da in Tibet bei Tisch normalerweise nur die Erwachsenen reden.

Sonam musste alle Küchenarbeit erst lernen, sie wusste nicht einmal, wie man Tee zubereitet oder ein Ei kocht. Das war kein Wunder, denn als Kleinkind hätte Mola sie nie an den Herd gelassen, und in Indien hatte sie fast die ganze Zeit in Heimen gelebt, in denen das Essen fertig auf den Tisch kam.

Sonam fand anfangs ohnehin viele Dinge unverständlich. So war es für sie nicht nachvollziehbar, dass Martin ewig telefonierte, noch dazu meistens mit Frauen, wie sie hören konnte. Waren das Freundinnen? Was sprach er mit ihnen? Von wem stammten die Briefe, die er täglich erhielt? Martin erklärte ihr geduldig, dass alles mit seiner Arbeit zu tun hatte, aber Sonam blieb misstrauisch. Oft übermannte sie Trauer und Eifersucht, so dass sie weinen musste, was bei den anderen Hausbewohnern auf wenig Verständnis stieß. Erst später wurde Sonam klar, dass Bice ebenfalls mit Problemen zu kämpfen hatte und dass die sechs zusätzlichen Hausbewohner für Martins Mutter eine starke Belastung darstellten.

Auch Mola geriet immer wieder mit Schweizer Werten und Umgangsformen in Konflikt: Nach dem täglichen Gebet kippte sie das Opfer für die Götter, Tee, Reis und Kekse, aus dem Fenster, wie sie es von Tibet und Indien gewohnt war, doch nach einigen Tagen stand die Hausbesitzerin vor der Tür und meinte, im Frühjahr müsse man keine Vögel mehr füttern. Mola verirrte sich oft bei ihren Streifzügen durch die Stadt und fand im Gewirr der Straßen mit den gleich aussehenden Steinhäusern und den Aufschriften, die sie nicht lesen konnte, nicht nach Hause. Im Supermarkt stand sie ratlos vor Bergen von Nahrungsmitteln, von denen sie sich nicht erklären konnte, woher sie kamen und wer sie alle essen sollte. Beinahe unfassbar für sie war, dass man sich von allem einfach nehmen konnte, so viel man wollte, und erst hinterher bezahlen musste.

Mola war auch darüber verwirrt, wie oft die Menschen sich duschten und wuschen. In Tibet wäre das ein Hinweis auf zu großen Stolz gewesen, ein untrügliches Zeichen für eingebildete Menschen. Dort hatte sie sich und ihre Kinder nur nachts gewaschen, damit es die Nachbarn nicht sehen konnten. In Indien

war sie zwar bereits ans Duschen gewöhnt, doch sie hatte sich immer noch nicht vorstellen können, das jeden Tag zu machen, von mehrmals täglich ganz zu schweigen.

Zu allem Überfluss wies Martin Sonam nichtsahnend bei einer nichtigen Gelegenheit darauf hin, dass sie eine verkappte Linkshänderin sei. Das führte zum ersten großen Streit zwischen den beiden, und Sonam sprach drei Tage nicht mit Martin. Wie konnte er es nur wagen! Die linke Hand gilt Tibetern als unrein, eine Linkshänderin ist für sie das Letzte. Jedes Kind versucht deshalb, alles mit der rechten Hand zu machen, egal, wie gut ihm das gelingen mag oder nicht.

Abends versammelten sich alle in Ulas Haus an einem ovalen Tisch zum Abendessen. Es gab Birchermüsli, roh und kalt, dazu harten Käse, je stinkiger, desto besser, und merkwürdige kalte, essigsaurer Lappen von Salatblättern, die sich im Mund quer legten und nicht zergehen wollten und schmeckten wie nasses Stroh. Nach den Mahlzeiten zogen sich Sonam, Martin und Mola in ihr gemeinsames Mansardenzimmer zurück, wo sich Mutter und Tochter auf den Apfel stürzten, den Martin vom Essenstisch mitgebracht hatte. Sie standen meist nicht völlig satt vom Tisch auf, weil sie nicht gewohnt waren, selbst aus der Schüssel zu schöpfen. In ihrer alten Heimat teilt immer nur die Mutter das Essen aus, und als sich die beiden Frauen nun selbst bedienen sollten, taten sie dies nur zögerlich, weil sie nicht unhöflich erscheinen wollten. In Tibet lässt man sich zwei bis drei Mal bitten, bis man ein weiteres Mal den Teller füllt. So lehnten sie der tibetischen Tradition gemäß ab, wenn sie aufgefordert wurden, noch etwas zu nehmen, auch wenn sie noch nicht genug gehabt hatten, bis am Schluss nichts mehr für sie übrig war. Selbst einen Apfel mitzunehmen hätten sie nicht gewagt, obwohl sie einen Beitrag ans Haushaltsbudget bezahlten.

Trotz aller anfänglichen Schwierigkeiten fühlte sich Sonam bald von den meisten Schweizern akzeptiert. Wenn sie Menschen begegnete, die ihr gegenüber Abneigung oder Misstrauen zeigten, fiel ihr öfters auf, dass sich die Minen schlagartig erhellten, sobald ihr Gegenüber erfuhr, woher sie kam. »Dalai Lama«, sagten die Schweizer dann, und »Tibet ist doch dieses wunderbare Bergland«. Sonam erkannte erst mit der Zeit, dass manche Schweizer ein selektives Verständnis für Ausländer hatten: Einige waren ihnen willkommen, andere weniger, etwa Frauen aus Thailand oder von den Philippinen, die manche Schweizer automatisch für asiatische Prostituierte hielten, was einige Eidgenossen anfangs auch von ihr dachten. Weil Sonam die Sprache kaum beherrschte, fiel es ihr schwer zu beurteilen, ob ihre Gesprächspartner Fremdenhasser oder aufgeschlossene Menschen waren. Auch äußere Kriterien halfen ihr wenig, denn für sie sahen alle Schweizer gleich aus. Überhaupt waren ihr Gespräche über politische oder soziale Themen, die viele Menschen meist in Englisch mit ihr führen wollten, gänzlich fremd: In der Schweiz wollten alle diskutieren, es gab jede Menge Parteien, Meinungen und Streitpunkte. In der tibetischen Gesellschaft hatten nur wenige Menschen bestimmt, was von den anderen ohne Diskussionen befolgt wurde, bis die Chinesen an die Macht kamen. Dann hatte kein Tibeter mehr etwas zu sagen, worüber nie gesprochen wurde, aus Angst vor den neuen Herrschern. Und nun sollte Sonam ständig ihre Meinung kundtun, noch dazu in schriftlicher Form, denn in der Schweiz gab es ständig etwas abzustimmen: über den Bau von Schulhäusern oder Atomkraftwerken, den Ausschluss von Ausländern, über die Neukonzeption der Arbeitslosenversicherung oder auch gleich über die Neugründung eines Kantons. Alles Dinge, von denen Sonam nicht die geringste Ahnung hatte und an die sie sich erst

vorsichtig herantasten musste. Das gelang Sonam jedoch immer besser. Mola dagegen lebte damals wie heute zu sehr in ihrer Götterwelt, als dass sie sich den Kopf über irdische Dinge zerbrechen würde.

Auch andere Bereiche des Schweizer Lebens fand Sonam verwirrend, etwa die Frisuren der Schweizerinnen: Damals, zu Anfang der siebziger Jahre, trugen fast alle Frauen einen praktischen Kurzhaarschnitt. Sonam kannte kurze Haare nur von Nonnen, sonst war sie bei Frauen an lange Haare gewöhnt. Meine Mutter fand daher diesen uniformen Haarschnitt, der oft den Frisuren der Männer glich, seltsam. Ihre Schwägerin Bice empfahl ihr, auch zum Friseur zu gehen und sich die Haare schneiden zu lassen. Folgsam tat sie das, weil ihr von älteren Tibetern eingetrichtert worden war, man solle sich anpassen, damit man keine Probleme bekomme. Doch als sie sich mit den kurzen Haaren im Spiegel sah, kam sie sich so fremd vor, dass sie in den vierzig darauffolgenden Jahren höchstens drei Mal einen Friseursalon betrat. Bis heute schneidet sie ihr Haar lieber selbst.

Verwirrt war meine Mutter auch über die Vielzahl von Kosmetika, die sie zu Weihnachten und zum Geburtstag bekam: Cremes für die Nacht und für den Tag und für die Augen und für die Hände und vieles mehr. Anfänglich hatte sie Freude an den schönen Döschen und Flakons, doch dann kam der Stress, weil ihr die unterschiedlichen Anwendungsmethoden zu kompliziert vorkamen, da sie die Texte auf den Packungen nicht richtig lesen konnte und die Schönheitsmittelchen ständig durcheinanderbrachte. In Tibet hatte sie das Gesicht regelmäßig mit Wasser und Seife gewaschen und anschließend mit Butter eingerieben, die sie in Indien durch Vaseline ersetzte. Es dauerte nicht lange, bis Sonam die neuen Mittelchen stehen ließ und zu Gewohnheiten zurückfand, die den alten tibetischen

ähnlich waren, zu natürlichen Kosmetika, die nicht in Tierversuchen getestet werden. Sehr viel später erkannte sie, dass der Markt den Kunden Dinge aufdrängt, die sie nicht benötigen.

Da Sonam nicht mehr zum Haareschneiden ging, strebten ihre schwarzen Locken zum Missfallen Molas immer mehr auseinander. Sie lösten sich aus der strengen Form, zu der sie in Tibet und auch in Indien zusammengebunden oder gesteckt waren, und verlangten vehement nach Freiheit. Für Mola war das eine unerwünschte Explosion, stellvertretend für alles Bekannte, das nun nicht mehr gelten sollte: Nicht einmal beten wollte Sonam! Während der Anfangszeit in der Schweiz hatte sie noch jeden Abend ihre *mala* durch die Finger gleiten lassen, weil sie es so gewohnt war und mehr aus Schuldgefühlen ihrer Mutter gegenüber denn aus Überzeugung. Mola hatte ihr aufgetragen, täglich gegen Lepra zu beten, Dudjom Rinpoche hatte das empfohlen, doch Sonam fand dies bald überflüssig, da sie keine Lepra hatte und in der Schweiz wohl auch kaum welche bekommen konnte. So blieb meiner Großmutter nichts anderes übrig, als die Gebete ihrer Tochter gegen Lepra auch noch zu übernehmen, was ihre eigenen Gebetszeiten deutlich ausdehnte.

Sonam konzentrierte sich lieber auf ihr neues Leben: Sie begann einen Deutschkurs, um dieses Zischen, Knacken und Krächzen zu erlernen. Mola ging nicht in den Kurs. Sowohl sie selbst als auch Sonam dachten, sie sei zu alt, um eine neue Sprache zu erlernen, weil es sich für sie nicht mehr auszahlen würde. Das ist nur aus tibetischer Sicht zu verstehen: Meine Großmutter war damals Anfang fünfzig und galt in ihrem Heimatland als eine Frau in bereits sehr fortgeschrittenem Alter.

Für Mola waren ohnehin andere Werte wichtig, und sie fühlte sich überglücklich, als sie erfuhr, dass es diese Werte auch in der Schweiz gab. Kurze Zeit nach ihrer Ankunft hörte Martin,

dass Dudjom Rinpoche auf der Durchreise in der Schweiz eingetroffen war. Damals begannen tibetische Lamas mit ihren Reisen in den Westen. Einerseits wollten sie die zahlreichen im Exil lebenden Tibeter betreuen, andererseits hielten sie gerne Vorträge und Belehrungen für am Buddhismus interessierte Westler. Mola und Sonam konnten das Glück kaum fassen, dass ihr wichtigster Guru so nah sein sollte. In Indien hatten sie eine weite Reise auf sich nehmen und sich tagelang um eine Audienz bemühen müssen, um ihn zu treffen. Mola war begeistert davon, wie leicht der Kontakt zu ihrem geistlichen Beistand in der Schweiz zustande kam: Sie fuhr zusammen mit Sonam und Martin eine gute Stunde im Zug nach Zürich und schon standen sie vor ihrem Rinpoche.

Erste Schritte

Der Beginn des neuen Lebens von Sonam und Mola gestaltete sich dennoch schwerer, als die beiden sich das vorgestellt hatten. Martin hatte diese Anpassungsschwierigkeiten vorausgesehen und versuchte alles, um seinen Tibeterinnen die Integration zu erleichtern. Für seine Schweizer Freunde, Verwandten und Bekannten organisierte Martin und sein Vater Harald eine kleine Hochzeitsnachfeier. Das Fest wurde ein voller Erfolg, alle waren angetan von den beiden so freundlichen, zuvorkommenden Tibeterinnen, auch wenn sich niemand richtig mit ihnen unterhalten konnte. Natürlich fanden alle Sonam und Mola exotisch, niemand hatte Tibeter in seinem Freundeskreis, niemand konnte eine schweizerisch-tibetische Beziehung. Meine Eltern gehen davon aus, dass sie das erste Paar dieser Art in der Schweiz waren. Die Gäste fanden allesamt, dass Martin besser aussehe, seit

er verheiratet war. Viel jünger, gesünder, nicht mehr so blass und ausgezehrt.

Für meinen Vater eröffnete sich eine neue große Chance, als der Kanton Zürich für die Zürcher Universität die Tibetsammlung eines der berühmtesten westlichen Tibetreisenden aufkaufte, des österreichischen Autors, Bergsteigers und Geografen Heinrich Harrer. Mein Vater bekam damals eine Stelle als Assistent am Völkerkundemuseum dieser Uni und damit ein festes Einkommen, das es ihm gestattete, mit Sonam und Mola eine eigene Wohnung in Zürich zu beziehen. Nach drei Monaten engen Zusammenlebens mit Martins Mutter und seiner Schwester in Bern waren Mola, Sonam und Martin froh, endlich einen eigenen Haushalt aufbauen zu können. Die Wohnung war ihnen von Aline Valangin vermittelt worden, einer im Tessin lebenden Großtante Martins, die die Lebensumstände der jungen Familie Brauen als unhaltbar empfand. Aline besaß zwar keinen so wichtigen Stellenwert im Leben Martins wie ihre Schwester Jeanne, Martins Großmutter, sie war aber als Jungianerin mitverantwortlich dafür, dass Martin ein Jahr zuvor Student am Jung-Institut in Zürich geworden war, das zufälligerweise gerade neben dem Häuschen lag, in dem die ungewöhnliche Familie nun leben durfte. Aline war die Exfrau von Wladimir Rosenbaum, einem ehemaligen bekannten Anwalt und späteren Antiquitätenhändler, und die Frau von Wladimir Vogel, einem aus Russland in die Schweiz immigrierten Komponisten. Sie hatte in den dreißiger Jahren einen Salon der künstlerischen Avantgarde unterhalten, der auch Zufluchtsort für Verfolgte des Naziregimes war, sie war Vertraute von James Joyce und unter anderem Geliebte von Kurt Tucholsky. Auch hier zeigt sich wieder einmal die Weltoffenheit meiner Familie.

Mit dem Umzug nach Zürich hörte für Mola die unangenehme Zeit des Herumsitzens zu Hause auf, denn nun konnte sie in der Pflegestation eines Altenheimes als Putzfrau arbeiten. Sonam war anfangs dagegen, sie empfand ihre Mutter als zu alt zum Arbeiten, doch das war ihre persönliche Perspektive, denn Mola fühlte sich robust genug dazu. Sie hatte gehört, dass es dort elf Franken pro Stunde gäbe. Das kam ihr immens viel vor, und sie war fest entschlossen, zum Lebensunterhalt der Familie beizutragen, wie sie es ihr Leben lang getan hatte.

Also ging Mola täglich ins Altenheim putzen, eine Arbeit, die ihr gut gefiel. Sie fand alles so sauber und gut organisiert. Die alten Menschen lagen in weichen Betten und bekamen sogar ihr Essen dorthin serviert. Sonam trat eine Stelle als Hilfspflegerin in der geriatrischen Abteilung einer psychiatrischen Klinik an. Nach einiger Zeit fand sie auch für Mola in der gleichen Abteilung Arbeit. Die beiden Frauen waren davon begeistert, dass es in einem Krankenhaus so etwas wie eine Altersabteilung gab, dass Stationen für Behinderte unterhalten wurden und sogar für Blinde. Weder in Tibet noch in Indien hatten sie vergleichbare Institutionen kennengelernt. Sie fanden erst in der Schweiz heraus, dass Taube oder Stumme nicht dumm sind, wie man es unter Tibetern annahm, und auch erst in ihrer neuen Heimat erkannten sie, dass Blinde unglaubliche Fähigkeiten haben, sich in der Welt zurechtzufinden, wenn man sie richtig anleitet und ausbildet.

Damals lebten so wenige Tibeter in der Schweiz, dass sich sogar eine Radiostation für Mola interessierte und sie interviewte.

»Eine schöne Arbeit habe ich hier«, sagte sie dem Dolmetscher ins Mikrofon, »hier ist es sehr schön für die Menschen. Sogar ihre Betten werden immer gewechselt.«

Damals musste Mola schon ein wenig flunkern, um so positiv über ihren Arbeitsplatz zu sprechen, denn sie wollte niemanden vor den Kopf stoßen. Mola empfand es als große Gnade, dass sie arbeiten konnte, Geld verdiente und ein Dach über dem Kopf hatte. Nie hätte sie ihre Wohltäter oder auch nur ein Detail von deren Arbeit kritisiert.

In Wirklichkeit konnte sich Mola nicht damit abfinden, wie gewisse Patienten auf ihrer Station behandelt wurden. Viele konnten nicht selbst essen. Sie wurden während des Essens an ihren Stuhl gebunden, und einige Schwestern löffelten ihnen die Speisen in den Mund, so schnell sie konnten, um möglichst bald zu ihrer Zigarettenpause zu kommen. Mola bemühte sich auch um diese Patienten. Sie verstand zwar nicht, was die Menschen zu ihr sagten, und die Patienten verstanden nicht, was sie sagte, doch sie fühlten alle, was sie meinte. Sie spürten Molas großes Herz, und einige vertrauten sich nur ihr an. Eine Seniorin wartete schon am Morgen an der Tür, bis Mola kam, um sie dann mit Kügelchen aus den Hydrokulturen auf dem Flur zu beschenken, als Ersatz für Kaffeebohnen. Mola spielte mit und bedankte sich überschwänglich. Eine hundertfünf Jahre alte Frau ließ ihr Bett von niemandem berühren als von meiner Großmutter, andere wollten nur von ihr gewaschen werden. Wenn die anderen Schwestern sich eine Pause gönnten, setzte Mola sich zu den Patienten, um sie langsam und geduldig mit dem zu füttern, das sie in der Hektik nicht hatten essen können. Sie lockerte die Fesseln und Fixierschnüre und verteilte ohne Wissen des Personals heilige Pillen und Kräuter, die sie von Dudjom Rinpoche erhalten hatte, damit ihre Patienten eine bessere Wiedergeburt erwarten konnten. Sie nahm die Menschen in den Arm. Sie war aus tiefem Mitgefühl bei ihnen, wie sich das für eine gute Buddhistin gehört.

Am schlimmsten fand Mola, dass das Personal die Patienten nicht in Ruhe ließ, wenn es ans Sterben ging. Dann wurden Schläuche in die hilflosen alten Menschen hineingepresst, Nadeln in ihre Arme gestochen und elektrische Maschinen an sie angeschlossen, die piepsten, ratterten und blinkten. Das war ein Schock für Mola und auch für meine Amala, denn für uns ist es in der Stunde des Todes das Schrecklichste, nicht in Frieden und Würde sterben zu können. Sterben ist für uns etwas Wichtiges, bei dem kein Lärm gemacht, das nicht aufgehoben und auch nicht beschleunigt werden darf, sondern in aller Ruhe am besten in Anwesenheit der engsten Familienmitglieder und eines Mönchs stattfindet. Dieser muss gleich nach dem Tod die *powa*-Zeremonie abhalten, die erste buddhistische Sterbezeremonie. Nur so kann das Bewusstsein ruhig und richtig aus dem alten Körper entweichen und nach Irrwegen den nächsten Körper suchen. Als Mola mitbekam, wie stark die alten Menschen beim Sterben gestört wurden und wie alleine sie dabei trotzdem waren, befürchtete sie, dass sie es schwer haben würden, zu einem guten neuen Leben weiterzureisen. Wenn jemand auf der Abteilung starb, betete Mola deshalb von den anderen unbemerkt für dessen gute Wiedergeburt. Dazu fühlte sie sich der verstorbenen Person gegenüber schuldig.

Mola litt so stark unter diesen Zuständen, dass sie auf Dauer nicht froh werden konnte bei dieser Arbeit. Sie hielt es trotzdem drei Jahre im Krankenhaus aus, bevor sie sich auf das Kinderhüten verlegte. Mola betreute bald regelmäßig die Kinder eines mit Martin und Sonam befreundeten Paares und kam auch mit den Kleinen gut aus. Sie verwöhnte sie, ohne groß mit ihnen zu reden, denn sie konnte bloß ein paar Brocken Schweizerdeutsch. Die Kinder fingen dafür bald an, Tibetisch zu brabbeln, und waren froh, wenn Mola da war, denn das hieß für sie, ewig aufblei-

ben zu dürfen, stundenlang mit ihr zusammen mit Puppen und Stofftieren zu spielen und fremdartige Lieder zu lernen, die sie nie zuvor gehört hatten.

Wunsch Kinder

Über zwei Jahre lebten Mola, Sonam und Martin nun schon in Zürich, als Sonam eines Abends mit einem Gesprächsthema anfang, das ihr sehr am Herzen lag:

»Ich dachte immer, die Schweiz ist ein reiches Land«, begann sie beim Abendessen, »und jeder dort lebt in seinem Haus.«

Martin wusste schon, was jetzt folgte, denn Sonam sprach nicht das erste Mal über dieses Thema.

»Ich fühle mich nicht wohl in einer Mietwohnung«, sagte sie, »wir können jeden Moment rausgeworfen werden. Wir brauchen ein eigenes Haus, wie sollen wir sonst in Sicherheit und Ruhe leben?«

Da half es nicht, dass Martin mit Begriffen wie Mieterschutz, Mietrecht, Wohnungsmarkt und Kündigungsfristen argumentierte, denn diese waren für Sonam bedeutungslos. Sie musste in ihrem Leben schon zu oft Wohnorte verlassen, als dass sie Vertrauen zu Vermietern, Hausherren, Eigentümern oder Nachbarn gehabt hätte. Sie vertraute nur der Macht des Eigentums, denn dass das in der Schweiz heilig ist, hatte sie in ihren Jahren in diesem Land gelernt.

Also begann Martin, Immobilienanzeigen zu studieren. Fündig wurde er in Münchwilen, einem Dorf in der Ostschweiz, fünfzig Minuten Zugfahrt von Zürich, einmal umsteigen inbegriffen. Alles Nähere wäre zu teuer gewesen und außerdem hatte die Lage Vorteile: In der Gegend wohnten etliche Tibeter, so-

gar Nyingmapas, wie Mola zufrieden feststellte, also Anhänger derselben Schule wie sie selbst. Sie kauften das Haus zu einem günstigen Preis, den mein Vater aushandelte. Sonam kündigte ihre Stelle in der Psychiatrie, denn Martin war zum Kurator am Völkerkundemuseum der Universität Zürich aufgestiegen, übernahm dort die Leitung der Tibet/Himalaja-Abteilung und verdiente genug, so dass es bequem für alle drei reichte. Sonam und Molas neues Betätigungsfeld bestand nun in der Renovierung des Hauses und der Gestaltung des Gartens. Sie beschäftigten sich mit Spanplatten, Tapetenrollen, Zargen, Dübeln und den Sonderangeboten der Baumärkte. Schon morgens beim Aufstehen genoss Sonam das Gefühl, dass jeder Stein auf der Baustelle des neuen Hauses ihr gehörte, dass das die vier Wände wären, in denen sie sich sicher fühlen konnte wie nirgends sonst.

Als eines Tages der Guru Molas, Dudjom Rinpoche, wieder einmal zusammen mit seiner Familie in die Schweiz reiste, kam es zu einem Wiedersehen Sonams mit den inzwischen ebenfalls längst erwachsenen Töchtern des Rinpoche, deren Spielkameradin sie einst in Indien war und die sie dabei zur Belustigung der anderen Kinder herumdirigiert hatten. Nun lebte sie in einem Land, in dem alle Bürger dieselben Rechte besaßen. Nach tibetischer Sitte hätte sich Sonam bei der Begrüßung der Kinder des Rinpoche tief verbeugen müssen, und diese hätten ihr zum Segen die Hände auf den Kopf gelegt, doch das wollte Sonam nicht, sie fühlte diese Hierarchie nicht mehr, sie konnte sich nicht automatisch der durch ihre Geburt begründeten spirituell höheren Stellung der anderen unterwerfen. Sonam stockte kurz und wusste nicht, ob sie ihre ehemaligen Spielgefährtinnen nach europäischer Sitte mit einem Händedruck begrüßen sollte, was

sie dann doch nicht tat. Es blieb bei einem leichten Nicken des Kopfes und dem Zusammenpressen der Hände vor der Brust. Doch vermutlich waren auch die Töchter des Rinpoche froh, die Peinlichkeit einer formellen tibetischen Begrüßung vermeiden zu haben.

Einen noch folgenschwereren Besuch aus der alten Zeit erhielt Mola unglückseligerweise, als Martin und Sonam gerade abwesend waren. Eine adlige Tibeterin, die sie noch aus Indien kannte, plauderte angeregt mit Mola, bis die edle Frau den wunderschönen tibetischen Teppich sah, den Mola und mein Großvater eigenhändig den ganzen Weg über den Himalaja geschleppt und den sie in Indien auch in der größten Not nicht verkauft hatten.

»Das ist ein wunderschöner Teppich, der wäre etwas für meine Tochter«, sagte die noble Dame, »sie ist eine hohe weibliche Reinkarnation und wird bald inthronisiert. Verkaufst du mir den Teppich, damit ich ihn ihr schenken kann?«

Mola saß wie gelähmt, da die einzigen zwei Gegenstände, an denen sie wirklich hing, dieser Teppich aus ihrer Heimat und ihre Gebetskette waren. Was sollte sie nur tun? Sie befand sich alleine zu Hause, und das war schlecht, denn Sonam und Martin hätten den Verkauf dieses Teppichs verhindert. Mola war jedoch zu sehr in ihrer Konvention gefangen und konnte die Bitte ihrer Besucherin nicht abschlagen, da der Teppich einer so wertvollen Reinkarnation zugutekommen sollte und damit auch ihrem Karma nützlich wäre. Also nahm sie ein paar Hundert Franken für den Teppich, der ein paar Tausend Franken wert war, abgesehen davon, dass sie ihn unter normalen Umständen niemals verkauft hätte.

Sonam war verzweifelt, als sie nach Hause kam und hörte, was geschehen war. Natürlich bestand keine Möglichkeit mehr,

den Teppich zurückzubekommen, und Sonam fühlte sich einmal mehr als Opfer alten tibetischen Klassendenkens. In Indien oder in Tibet hätte diese Adlige Mola gar nicht besucht, da sie niemals einen Fuß in das Haus einer sozial tiefer stehenden Person gesetzt hätte. Mola sollte die Frau erst 2008 zufälligerweise in New York wieder treffen, ohne dass dabei der Teppich zur Sprache kam. Auch dieses Mal musste meine Großmutter erneut die Macht der Adligen erleben, als diese ihr bei der Verabschiedung sitzend befahl, sich zu ihr hinabzubeugen und mit ihrer Stirne die ihre zu berühren, was Mola widerspruchslos tat.

Sonams Träume waren komplett erfüllt, als sie merkte, dass sie schwanger war, eine Wunschwangerschaft mit einem Wunschmann als Vater, in einem Wunschhaus, mit der geliebten Mutter als Helferin zur Seite, besser ging es nicht. Sonam trug ihr lange ersehntes erstes Baby im Bauch, und dieses Baby war ich.

Sonam wusste wenig über Schwangerschaft und Geburt, sie hatte keine Ahnung von den körperlichen und seelischen Vorgängen in dieser Zeit, denn das waren Dinge, über die man in Tibet kaum sprach. Aus ihrer alten Heimat hatte sie die Vorstellung mitgebracht, dass Kinderkriegen vor allem mit Schmerzen, Angst, Problemen und Gefahren verbunden war, doch nichts war ihr lieber, als ihre Einstellung zu ändern. Sie las Literatur über Geburt und Schwangerschaft, sie sprach mit anderen jungen oder werdenden Müttern und besuchte zusammen mit Martin einen Geburtsvorbereitungskurs, wo man lernte, mit all den Wunderdingen neuzeitlicher Babypflege wie Wegwerfwindeln, Puder und Plastikflaschenwärmern umzugehen.

Als der langersehnte Tag kam und meine Mutter mit Wehen in das Krankenhaus eingeliefert wurde, kam eine Hebamme zu ihr ins Untersuchungszimmer. Zuerst erkundigte sie sich nicht

nach ihrem Zustand oder ihren Schmerzen, sondern nach ihrer Krankenversicherung, dem Namen ihres Mannes und dessen Geburtsdatum. Als Sonam vor Aufregung und auch, weil Geburtstage ihrem tibetischen Verständnis nach bedeutungslos waren, einige dieser Fragen nicht beantworten konnte, wurde die Hebamme, eine energische Frau, sofort ärgerlich.

»Wie kann man nur den Geburtstag des eigenen Mannes nicht kennen!«, schrie die Hebamme die völlig perplexen Sonam an und klopfte dabei energisch auf den Tisch. Dieser kamen die Tränen, und sie verkrampfte sich, während die Hebamme die Schwangere routinemäßig verkabelte, ohne ein weiteres Wort zu verlieren. Sonam hatte keine Ahnung, was mit ihr geschah, und fühlte sich erniedrigt, bis Martin ins Zimmer gelassen wurde.

Mein Vater wollte bei der Geburt dabei sein, was Sonam freute, obwohl es ihr fremd vorkam. In Tibet gelten Frauen während der Geburt und auch Wöchnerinnen als unrein, weshalb die Männer jeden Kontakt mit ihnen vermeiden. Die Geburt ging gut, und kaum war ich geboren, klatschte die Hebamme meiner Mutter das nasse, blaue, blutige, schleimige Etwas, das ich in meinem ersten Stündlein war, auf den Bauch. Sonam war überglücklich, sie weinte wie so viele Frauen in diesem Moment. Dieses schleimige Kuschneln mit mir kam ihr dennoch seltsam vor, denn in Tibet wäscht man neugeborene Kinder erst, trocknet sie ab, wickelt sie und packt sie warm ein, bevor man sie der Mutter gibt.

Dafür wurde ich danach umso gründlicher gebadet, geschrubbt, gewickelt, gewogen, gemessen und gecheckt. Alles lief streng geordnet, wie es damals modern war: Die Säuglingschwester brachte mich meiner Amala zum Stillen, wog mich ab, dann desinfizierte sie Sonams Brüste und auch ihre Hände mit einer grausam brennenden Lösung, band ihr einen Mund-

schutz um und reichte meiner Mutter das Baby, als sei ich ein hochinfektiöses, gefährliches Etwas. Das Stillen lief nach Zeitplan, egal, ob ich zur festgesetzten Stillzeit gerade schlief, satt oder hungrig war. Wenn ich erst nach dieser Zeit aufwachte und dann vor Hunger brüllte, weil ich noch nicht fertig war oder noch gar nicht angefangen hatte mit dem Trinken, war das mein Pech, denn die Krankenhausordnung hatte immer Vorrang.

Meine Mutter war verzweifelt, weil ich nicht neben ihr schlafen durfte, weil das Stillen nicht lief, weil ihre Brüste schmerzten, weil sie Angst hatte, dass ihr Baby in seinem Gitterbettchen ersticken würde, weil sie eine ausgewachsene Wochenbettdepression auszustehen hatte und viel zu jung und unerfahren war, um sich gegen das Krankenhausregime wehren zu können. Nachts biss sie weinend in ihr Kissen, damit die anderen sechs Wöchnerinnen, die neben ihr im Zimmer lagen, sie nicht hören konnten.

So ging das volle zehn Tage, obwohl meine Mutter keinerlei körperliche Beschwerden hatte, doch damals sah man Geburt und Wochenbett noch als Krankheiten, die einer stationären Pflege bedurften. Sonam wunderte sich darüber, denn in Tibet kamen die Frauen schon kurze Zeit nach der Geburt wieder auf die Beine, doch sie wagte nicht aufzubegehren und war unendlich froh, als sie zusammen mit mir nach Hause entlassen wurde.

Sofort klappte es mit dem Stillen, und die bis eben noch verzweifelte junge Mutter wurde ruhig und ausgeglichen. Die Idylle musste sie nur einmal wöchentlich unterbrechen, wenn mich Sonam zur Gemeindeschwester zu bringen hatte, die mich wog, maß und meiner Mutter Vorwürfe machte. Dann hieß es immer, ich sei zu dick, hätte so und so viele Gramm zu viel, weil Amala mich zu viel gestillt hätte. Diese ging mit schlechtem Ge-

wissen nach Hause, hatte einen schlechten Tag und machte am nächsten Morgen wieder das, was sie als richtig empfand. Die Gemeindeschwestern hatten damals genaue Vorstellungen von Kinderpflege, und die sollten flächendeckend umgesetzt werden. Nur was die Dauer der Stillzeit betraf, war Sonam mit den Schweizer Vorgaben einverstanden, denn sechs Monate waren ihr genug. Ihre Mutter erzählte ihr zwar, dass sie selbst viel länger gestillt worden war und noch nach fast drei Jahren an den Brustwarzen gesaugt hätte, ohne noch einen Tropfen Milch herauszubekommen. Mola hatte oft versucht, Sonam abzustillen, indem sie Asche mit Wasser mischte und sich auf die Bruststrich, in der Hoffnung, dass sich ihre Tochter davor ekeln würde. Die Abschreckung unterstrich sie mit der Bemerkung, das sei Chinesenkacke, doch Sonam ließ sich davon wenig beeindrucken, sondern wischte das schwarze Zeug einfach gründlich von den Brüsten ihrer Mutter ab und saugte genüsslich weiter.

Meine Mutter zog mich zwischen westlichen und östlichen Vorstellungen von frühkindlicher Erziehung auf. Hatte sie in einem klugen Ratgeberbuch gelesen, dass kleine Kinder auch mal schreien müssen, so ließ sie mich ein paar Minuten lang brüllen, bis sie es nicht mehr aushielt und mich hochnahm, um das dann beim nächsten Mal sofort zu tun, denn in Tibet lässt keine Mutter ein schreiendes Kind einfach liegen, dort werden die meisten Säuglinge den ganzen Tag herumgeschleppt. Sie las, dass Babys eigene Betten brauchen, doch als meine Mutter merkte, dass mir mein Gitterbettchen wenig gefiel, durfte ich ab und zu im Bett der Eltern schlafen, wie es in Tibet üblich war, weil es dort keine Gitterbettchen oder Wiegen gab. Sonam ging mit mir zum Mutter-Kind-Turnen und tat eifrig mit, weil ihr die Bewegung gefiel und der lockere Kontakt mit den anderen Müttern, aber sie musste sich gewaltig zusammenreißen, als alle

Mütter hintereinander mit gegrätschten Beinen dastehen sollten, damit ein Kind nach dem anderen unter ihnen durchkrabbeln konnte. Für eine Tibeterin ist das eine schreckliche Vorstellung, denn die Stelle, die sich unter einem Menschen befindet, gilt als schmutzig, vor allem unter einer Frau, die doch die Regel haben könnte, so dass eine Tibeterin niemals unter einer anderen durchkrabbeln würde. Doch Sonam schloss nur kurz die Augen, biss die Zähne zusammen und sagte immer wieder wie ein Mantra zu sich: »Du musst das tun, es ist gut für dein Kind, du musst dich anpassen!«, während alle Kinder unter ihr und den anderen Frauen durchschlüpfen.

Meinen Namen suchte nach alter Sitte Dudjom Rinpoche aus. Mola hatte dazu ihrem Guru, der inzwischen längst wieder in Indien war, geschrieben und ihn gefragt, wie ihre Enkeltochter heißen sollte, und er hatte Tashi Yangzom empfohlen. Beide Namen für mich zu verwenden war meinen Eltern zu kompliziert. Sie dachten an die schwerfälligen Schweizer Zungen und beschlossen, mich nur Yangzom zu nennen, was im Deutschen so viel wie »Vereinigtes Glück« heißt, und reservierten den zweiten Namen Tashi, zu Deutsch »Glück«, für ein Geschwisterkind, da sie zwei Kinder planten. Das kantonale Standesamt stellte sich seltsamerweise nicht quer, obschon man in der Schweiz aus jedem Vornamen eindeutig das Geschlecht des Menschen ablesen können sollte, was bei tibetischen Namen nicht möglich ist, denn die gelten jeweils für beide Geschlechter. Es dauerte zwei Jahre, bis meine Mutter nochmals schwanger wurde und meinen Bruder Tashi auf die Welt brachte. So war unsere schweizerisch-tibetische Familie Anfang der achtziger Jahre komplett.

IM TAKA-TUKA-LAND

Meine Erinnerungen an meine Kindheit reichen nicht so weit zurück wie bei meiner Amala oder bei meiner Mola. Sonam weiß noch jede Menge von ihrem Leben im Kloster Pang-ri, das von den chinesischen Soldaten so jäh unterbrochen wurde, als sie sechs Jahre alt war, und von ihrer Flucht über den Himalaja kann sie zusammenhängend erzählen. Mola erinnert sich genau daran, wie sie sich das erste Mal ihre Haare schneiden ließ und beschloss, Nonne zu werden. Sie weiß noch, wie sie ihre Mutter zu Grabe tragen musste, als ob es gestern gewesen wäre, auch wenn sie damals nur fünf Jahre alt war und dieses traumatische Erlebnis über achtzig Jahre zurückliegt. Meine ersten Lebensjahre wurden nicht von solch einschneidenden, tragischen Ereignissen zerschnitten, sondern liefen wie ein zwar munterer, bewegter und farbenfroher, aber doch gleichförmig dahingleitender Fluss ab, eingebettet in die Familie Kunterbunt im Taka-Tuka-Land meiner Pippi-Langstrumpf-Kindheit. Vielleicht liegt es auch daran, dass meine Eltern so viele Fotos und Videos von unserer Kindheit anfertigten, dass meine Erinnerungen hinter die Kraft der vielen bunten Bilder zurücktreten mussten, die ich bei Familienfesten oder Verwandtschaftsbesuchen in den Jahren danach so oft zu Gesicht bekam, bis ich sie für selbst erinnerte Eindrücke hielt.

Ich weiß aber, dass ich eine unbeschwerte Kindheit hatte, deren Geschmack ich noch heute als großen, heißen, bunten,